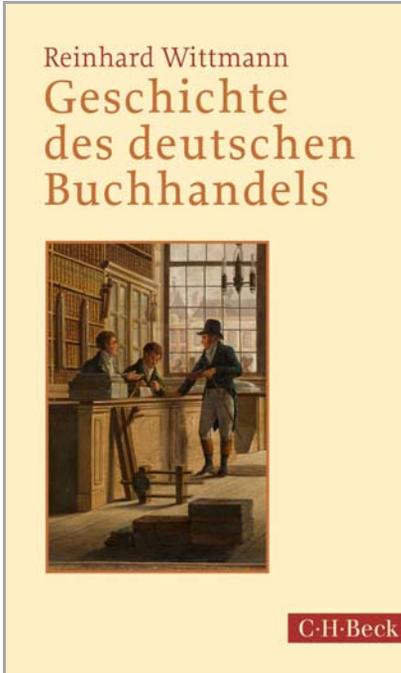


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Reinhard Wittmann  
Geschichte des deutschen Buchhandels**

2019. 535 S., mit 25 Abbildungen  
ISBN 978-3-406-72001-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/22383122>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Reinhard Wittmann

# **Geschichte des deutschen Buchhandels**

C.H.Beck

Dieser Band erschien in 1. Auflage 1991 in fest gebundener Form  
im Verlag C.H.Beck, München.  
2., durchgesehene und erweiterte Auflage  
in der Beck'schen Reihe. 1999  
3. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2011

Mit 25 Abbildungen

*Für B.*

4., aktualisierte und erweiterte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2019  
© Verlag C.H.Beck, München 1991  
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen  
Druck u. Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Umschlagentwurf: Victor Malsy, Willich  
Umschlagabbildung: Johann Jelgerhuis, Interieur der Buchhandlung von  
Peter Meyer Warnars in Amsterdam (Amsterdamer Rijksmuseum)  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 72001 7

*www.chbeck.de*

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
Vorbemerkung zur vierten Auflage . . . . .	11
I. Der Buchhandel vor Gutenberg und in der Frühdruckzeit .	13
Antike 13  Handschriftenkultur 16  Gutenberg 22  Ausbreitung des Buchdrucks 27  Buchhandel 30  Hauptverlagsorte 36  Der Autor 42  Das Publikum 44	
II. Der Buchhandel im Zeitalter der Konfessionskämpfe . . . .	48
Luther 49  Flugschriften 53  Buchmarkt der Reformationszeit 56 Zensur 58  Hauptverlagsorte 62  Frankfurter Buchmesse 63 Buchpolitik am Beispiel Bayerns 69  Der Autor 72  Das Publi- kum 76	
III. Der Buchhandel der Barockzeit – das „Tauschzeitalter“ . . . .	82
Statistik 83  Verlegersortimenter 86  Buchbinder 90  Markt- struktur 93  Tauschhandel 98  Reformvorschläge 100  Der Au- tor 105  Das Publikum 113  Zeitung 119	
IV. Die Entstehung des modernen Buchhandels: Nettohandel, Nachdruck, Reformversuche . . . . .	121
Statistik 121  Konditionsverkehr 124  Nettohandel 126  Nach- druck 131  Reformversuche 137  Verlage und Verleger 146 Zensur 151	
V. Der Dichter auf dem Markt – die Entstehung des freien Schriftstellers . . . . .	155
Ständische Dichter 155  Gellert und Klopstock 156  Selbst- verlag 161  Urheberrecht 172  Goethe und seine Verleger 175	
VI. Die Entstehung des modernen Publikums – die „Leserevolution“ . . . . .	186
Intensives und extensives Lesen 187  Lesen auf dem Lande und Volksaufklärung 190  Die „Leserevolution“ 195  Lektüre der Frauen 198  Lesewut 203  Lesegesellschaften 206  Leihbiblio- theken 210	

VII. Der Buchhandel zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution. . . . .	218
Statistik 218	
Technische Neuerungen 220	
Urheberrecht 223	
Zensur 226	
Neue Gattungen 229	
Gründung des Börsenvereins 232	
Buchmarkt 237	
Das Junge Deutschland und seine Verleger 240	
Der Autor 247	
Das Publikum 250	
VIII. Der Buchmarkt in Nachmärz und Gründerzeit. . . . .	257
Statistik 258	
Barsortiment 261	
Schleuderei 262	
Krönersche Reform 264	
Wissenschaftsverlag 265	
Das Klassikerjahr 268	
Prachtwerke 270	
Kolportage 271	
Leihbibliotheken 275	
Presse 277	
Der Autor 279	
Das Publikum 285	
IX. Der Buchhandel um die Jahrhundertwende: „Kulturbuch“ und «Massenbuch» . . . . .	295
Statistik 295	
Bücherstreit 297	
Zensur 298	
Strukturwandel im Verlag 302	
Kulturverleger 304	
S. Fischer 306	
E. Diederichs 308	
A. Langen 310	
Insel 311	
K. Wolff 312	
Das Sortiment 315	
Der Autor 318	
Das Publikum 322	
X. Der Buchhandel in der Weimarer Republik. . . . .	329
Statistik 329	
Buchgemeinschaften 334	
Die Bücherkrise 336	
Malik-Verlag 340	
Langen-Müller-Verlag 341	
Der Autor 344	
Das Publikum 353	
XI. Der Buchhandel im Dritten Reich und im Exil . . . . .	360
Bücherverbrennung 360	
Gleichschaltung des Buchhandels und „Arisierung“ 361	
Buchmarkt und Verlage 369	
Der Autor 374	
Das Publikum 377	
Buchhandel im Exil 380	
Exilverlage 382	
Autoren im Exil 387	
XII. Buchhandel und Buchmarkt nach 1945. . . . .	392
SBZ und DDR 393	
Buchmarkt und Verlage der Besatzungszeit 406	
Börsenverein 413	
Aufbauperiode 416	
Buchgemeinschaften 417	
Taschenbuch 420	
Die Verlagslandschaft nach 1968 421	
Bestseller 425	
Alternative Verlage 430	
Probleme des Sortiments 433	
Der Autor 437	
Das Publikum 441	
XIII. Die digitale Herausforderung. . . . .	446
Statistik 446	
Auswirkungen der digitalen Transformation an die einzelnen Branchenzweige 449	
Autoren 468	
Lesen im digitalen Zeitalter 470	
Anmerkungen 475	
Literaturverzeichnis 499	
Zeittafel 519	
Namen- und Firmenregister 523	
Nachweis der Abbildungen 533	

## Vorwort

„Die Zerstreung eines Buches durch die Welt ist fast ein ebenso schwieriges und wichtiges Werk als die Verfertigung desselben.“

Friedrich Schiller

Das Buch ist das Hauptmedium kultureller Kommunikation im neuzeitlichen Europa, Geschichte des Buches ist deshalb ein wesentlicher Teil europäischer Kulturgeschichte insgesamt. Dies ist vor allem in Frankreich, aber auch in Großbritannien eine längst vertraute Forschungsperspektive. Im Lande Gutenbergs dagegen wird Buchgeschichte, sofern sie mehr als Hilfswissenschaft benachbarter Disziplinen sein will, nach wie vor mit Mißtrauen betrachtet und hat in der Hierarchie der Wissenschaften keinen angestammten Platz gefunden.

Geschichte des *Buchhandels* stellt nur einen Teil dieser umfassenden Geschichte des Buches dar, zu der beispielsweise auch Geschichte der Schrift und des Einbandes, der Drucktechnik, der Papierherstellung, der Bibliotheken gehören. Demgegenüber ist das Thema der Buchhandelsgeschichte der historische Prozeß der Verbreitung gedruckter Bücher, der Vermittlung der Handelsware und des Geistesgutes Buch vom Autor zum Leser durch den herstellenden Buchhandel (*den Verlag*) und den verbreitenden Buchhandel (*das Sortiment*). In dieser Mittlerrolle ist der Buchhandel nicht nur ein Wirtschaftszweig, sondern ein wichtiger Faktor des geistigen und literarischen Lebens im weitesten Sinne. Diese Funktion des Buchhandels hat in den letzten Jahren im Rahmen neuer sozialhistorischer und literatursoziologischer Fragestellungen auch Beachtung von Seiten der Literatur- und Geschichtswissenschaft gefunden, insbesondere für das 18. Jahrhundert. Dabei entstanden allerdings auch eher pauschalisierende Darstellungen von „materialistischer“ und „empirischer“ Seite aus verengtem Blickwinkel. Sie vermochten ein stetig steigendes Interesse nicht zu befriedigen, das der Geschichte des Buchhandels von Studenten, von Kultur- und Sozialhistorikern, aber auch von passionierten Bücherfreunden und nicht zuletzt von geschichtsbewußten Buchhändlern entgegengebracht wird.

Deshalb ist eine wissenschaftlich fundierte, doch um Anschaulichkeit bemühte Darstellung überfällig, die auf der Grundlage eines (heute oft geschmähten) kritischen „Positivismus“ induktiv vorzugehen versucht, also vom Einzelnen zum Allgemeinen gelangen und dabei möglichst die wenig bekannten Quellen selbst sprechen lassen will, ohne ins Anekdotische abzugleiten. Seit dem grundlegenden (und nach wie vor lesenswerten) Standardwerk der „Geschichte des Deutschen Buchhandels“ von Friedrich Kapp und Johann Goldfriedrich, das in vier starken Bänden 1886 bis 1913 erschien, gibt es von nützlichen berufsbildenden Bändchen abgesehen nur eine einzige umfänglichere Darstellung dieses Themas, die Hans Widmann erstmals 1952 und in überarbeiteter Form 1975 veröffentlicht hat. Sie besticht durch ihren umfangreichen bibliographischen Apparat und durch ihre knapp-konzise Darbietung ausgebreiteter Kenntnisse, klammert aber neuere Aspekte wie die Rolle des Autors und des Publikums weitgehend aus und setzt durchgehend andere Akzente als dieses Buch; so entsprechen den vierzehn Seiten, die Widmann dem 17. und 18. Jahrhundert widmete, hier vier Kapitel.

Diese bescheidene Bilanz seit mehr denn hundert Jahren ist in der unbefriedigenden Forschungssituation begründet. Einerseits werden ihre großen Lücken immer deutlicher, je differenzierter man sich mit den Problemen beschäftigt, andererseits aber ist gerade in den letzten beiden Jahrzehnten eine Vielzahl von Arbeiten zu ausgewählten Einzelaspekten erschienen – allesamt wertvolle Mosaiksteine, die das nach wie vor fragmentarische Gesamtbild unablässig verändern, erweitern und vertiefen. Da jeder Versuch eines Überblicks nur einen aktuellen, bald überholten Forschungsstand repräsentieren kann, Einzelaspekte rigoros zurückdrängen muß und Vereinfachungen nicht scheuen darf, ist er in besonderem Maße der Fachkritik gerade von Spezialisten, die ihr Gebiet stiefmütterlich behandelt sehen, ausgesetzt. Ohnedies kann mit Fug bezweifelt werden, ob ein Einzelner, der nicht über universitäre Hilfskräfte verfügt, sich eine solche Aufgabe überhaupt zutrauen sollte – eine strengen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung der deutschen Buchhandelsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in sechs umfangreichen Bänden, die die Historische Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels seit mehreren Jahren vorbereitet, wird von zehn Herausgebern betreut. Fachgelehrte, für die das Buch nicht zuvörderst bestimmt ist, werden also mit Recht Wichtiges vermissen – ein doppelter Umfang wäre mühelos zu erreichen gewesen. Auf eine Auseinandersetzung mit strukturalistischen und systemtheoretischen Modellen wurde verzichtet, die nicht

immer der Gefahr entgehen, den überalterten Wein obsoleter Sekundärliteratur in die neuen Schläuche einer präventiv-abstrakten Begrifflichkeit zu füllen. Das Ideal einer Buchhandelsgeschichte, die nicht nur alle am geistigen Kommunikationsprozeß beteiligten Faktoren berücksichtigt, sondern auch sämtlichen Einflüssen politischer, sozialer, ökonomischer, technischer und gesamtkultureller Art differenzierte Analysen widmet, ist weitaus leichter methodisch zu entwerfen als auf begrenztem Raum zu verwirklichen. Randgebiete, zu denen anderweitige Darstellungen vorliegen, mußten aus Platzgründen weitestgehend ausgeklammert werden, auch wenn sie zum Kommunikationszusammenhang des Buchhandels gehören: etwa die periodische Presse, die Buchkritik, das Buch als Objekt im Wandel seiner Erscheinungsformen (Illustration, Buchkunst, Typographie, Druckgeschichte usw.) und das Bibliothekswesen. Andere wichtige Bereiche sind noch immer so gut wie unerforscht, etwa die Geschichte des Sortimentes, des Zwischenbuchhandels und des Antiquariats, des Sach- und wissenschaftlichen Fachverlages, des konfessionellen Buchhandels, des Musikalien- oder des Kolportagehandels. Erst recht gilt dies für die Sozialgeschichte des Autors und des Lesers, die hier in Umrissen (und ohne die notwendige, bisher noch nirgends geleistete soziokulturelle Binnendifferenzierung) erstmals zusammenhängend skizziert wird. Umgekehrt mag manchem von Autor und Leser allzuviel die Rede sein auf Kosten der engeren Gewerbegeschichte.

Dieses Buch ist somit, wie auch der Untertitel betont, nicht mehr als der Versuch eines Überblicks, dessen Hauptakzent auf der Geschichte des Publikums- und Literaturverlages und des Vermittlungsprozesses vom Autor zum Leser liegt. Es kann nur die großen Entwicklungslinien nachzuzeichnen versuchen, kann exemplarische Aspekte herausgreifen, spiegelt aber auch in seinen – dem Autor schmerzlich bewußten – Defiziten und Lücken den Stand der Forschung. Vielen der in jüngster Zeit erschienenen zahlreichen, gründlichen und erhellenden Einzeluntersuchungen ist es dankbar verpflichtet, vor allem natürlich den Gesamtdarstellungen von Kapp/Goldfriedrich und Widmann. Eigene Forschungen wurden insbesondere für das 17. bis 19. Jahrhundert herangezogen. Doch wurde auf einen umfänglichen Anmerkungsapparat verzichtet; auch das Literaturverzeichnis führt, ohne daß eine Wertung beabsichtigt wäre, nur eine strenge Auswahl unmittelbar benutzter Werke auf. Die im Erscheinen begriffene „Wolfenbütteler Bibliographie zur Geschichte des Buchwesens im deutschen Sprachgebiet 1840–1980“ bietet darüber hinausgehende, erschöpfende Information.

Knapp die Hälfte des Buches umfaßt den Buchhandel der Frühen Neuzeit, von Gutenberg bis zum Ende des Alten Reiches, wobei den epochalen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts, die den Buchmarkt, den Schriftsteller und das Lesepublikum der Moderne hervorgebracht haben, besondere Aufmerksamkeit gilt. Etwa ein Viertel ist dem 19. Jahrhundert, ein weiteres schließlich dem 20. Jahrhundert gewidmet. Das letzte Kapitel zum Buchhandel der Gegenwart kann nicht alle aktuellen Tendenzen angemessen berücksichtigen und auf viele Aspekte nur hinweisen; auch sind die Quellen (nicht nur zum Buchhandel der DDR) bislang erst zum geringsten Teil zugänglich. Vielleicht gelingt es diesem Versuch trotz aller Mängel, die Bedeutung des Buchhandels für die deutsche Kulturgeschichte deutlicher als bisher ins Bewußtsein zu bringen.

Für die kritische Durchsicht des Manuskriptes habe ich meinem verehrten Lehrer Prof. Dr. Herbert G. Göpfert, der mit Fug und Recht als ein Begründer der neueren deutschen Buchgeschichte gelten kann, und Dr. Monika Estermann herzlich zu danken. Der Cheflektor des Verlages C. H. Beck, Dr. Ernst Peter Wieckenberg, hat sich des Buches mit besonderem persönlichen Engagement angenommen.

Fischbachau, im März 1991

R.W.

## Vorbemerkung zur vierten Auflage

Dieser Überblick ist erstmals 1991, dann 1999 aktualisiert erschienen. Seitdem hat sich die Medienlandschaft so tiefgreifend verändert wie seit Gutenberg nicht mehr. Das Tempo dieser Umwälzungen ist enorm, ihre Zukunft nicht vorhersehbar. Doch ist die Prognose der vorigen Auflage, das Buch beginne seine Funktion als Leitmedium zu verlieren, inzwischen zur Diagnose geworden. Die vorliegende vierte Auflage versucht, in einem neuen Schlußkapitel, die Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre auf cursorische Weise zu skizzieren.

In den letzten beiden Dezennien ist eine nicht geringe Zahl buchhandelshistorischer Werke, ob Bücher oder Aufsätze, erschienen, die eine Vielzahl vertiefender, differenzierender Erkenntnisse gebracht haben. Ihnen allen einigermaßen gerecht zu werden, hätte eine nicht unerhebliche Umfangserweiterung dieses Überblicks erfordert, der schon jetzt allzu voluminös geraten ist. Ein bibliographischer Anhang versammelt zumindest eine Auswahl wichtiger seit 1999 publizierter Darstellungen (Dank an Björn Biester). Eine grundlegende Revision des Bandes ist jedoch nicht notwendig geworden. Der Erkenntnisfortschritt besteht weit überwiegend in einer Erweiterung und Vertiefung bisherigen Wissens, nicht in einer fundamentalen Neubewertung. Allen voran steht die von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels verantwortete „Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert“, die das bis etwa 1870 reichende große Grundlagenwerk von Kapp/Goldfriedrich bis zur Wiedervereinigung fortführen soll. Erschienen sind die drei Teilbände zum Kaiserreich, zwei zur Weimarer Republik und einer zum „Dritten Reich“ (dem zwei weitere demnächst folgen). Für die Zeit nach 1945 sind Bände zu Bundesrepublik und DDR in Vorbereitung. Auch im „Archiv für Geschichte des Buchwesens“ finden sich zahlreiche wichtige Monographien, dazu kommen mehrere Verlagsgeschichten und Sammelbände. Gerade für den Zeitraum zwischen 1750 und 1850 liegen ergiebige Beiträge, etwa von Christine Haug, Mark Lehmsstedt und Dirk Sangmeister vor. Ähnliches gilt für die Frühdruckzeit.

## I.

### Der Buchhandel vor Gutenberg und in der Frühdruckzeit

Die Geschichte des gedruckten Buches beginnt bekanntlich mit Gutenberg. Es ermöglichte als neues Medium die Vervielfältigung und Verbreitung identischer Exemplare desselben Textes an eine potentiell unbegrenzte Zahl von Lesern. Der Buchhandel jedoch, verstanden als Vertrieb von schriftlich fixierten Geisteswerken, ist weitaus älter.

Erste abendländische Zeugnisse über einen Handel mit handgeschriebenen Büchern begegnen uns im Athen des ausgehenden fünften Jahrhunderts vor Christus. Das Handelsobjekt waren einseitig ohne Zeichensetzung und Wort- oder Satztrennung beschriebene, meist ein bis zwei Meter lange Buchrollen. Das Beschreibmaterial „biblos“ – das Mark der aus Ägypten importierten Papyrusstaude – wurde nach dem Exporthafen des Produktes Byblos (Gubla) benannt. Auf Stein, Tonscherben, Holz oder Häuten war schon zuvor geschrieben worden, aber erst die Papyrusrolle bot größeren gedanklichen Zusammenhängen den nötigen Raum und machte sie zu öffentlichem Besitz. Vielleicht „beginnt erst seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts die griechische Literatur überhaupt, weil sie erst dann durch die Papyrusrolle die Möglichkeit leichter Aufzeichnung und Verbreitung gewinnt“<sup>1</sup>. Damit war erstmals auch ein „Rollenhandel“ und damit die kommerzielle Verbreitung von Geistesgut möglich. Den spärlichen Hinweisen zufolge handelte es sich um Personen niederen Standes, die Abschriften auf Vorrat anfertigten und feilboten, aber auch „antiquarischen“ Verkauf betrieben. Im dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus beherbergten neben dem geistigen Zentrum Athen auch die berühmten, miteinander wetteifernden hellenistischen Bibliotheksorte Alexandria (mit mehr als 500000 Rollen) und Pergamon einen florierenden Handel mit Abschriften, wobei man um möglichst korrekte Editionen und textkritische Sorgfalt bemüht war. Ein Ausfuhrverbot von Papyrus nach Pergamon soll um 200 vor Christus die Entwicklung eines Ersatz-Beschreibstoffes aus Tierhäuten notwendig gemacht haben, dem die Stadt auch ihren Namen gab.

Etwas genauer sind wir über den Buchvertrieb im Römischen Reich unterrichtet. Auch hier waren die Buchhändler zunächst wie in Griechenland „bibliographoi“, also Abschreiber auf Vorrat oder Bestellung. Mit der lateinischen Bezeichnung „librarii“ wurden zunächst Schreiber und Buchhalter, später auch Buchhändler tituliert. Meist handelte es sich um ehemalige Sklaven, die, wie zuvor für ihre Herren, nun als Freigelassene gefragte – größtenteils importierte griechische – Texte auf eigene Rechnung kopierten und vertrieben. Das konnte eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren sein, auch wenn die belegte „Auflage“ einer Traueranzeige von 1 000 Stück wohl eine Ausnahme darstellte. Wie in Athen schlugen sie ihre Stände auf dem Markt auf, neben Feigen-, Fisch- und Kuchenhändlern. Seit der augusteischen Zeit aber gab es in Rom neben öffentlichen Büchereien auch eine Anzahl von stationären Buchhandlungen, wo sich Intellektuelle zu literarischen und gelehrten Disputen trafen und auch begüterte Bibliophile einfanden: „Die schnell geschriebenen Kopien steckten in gefärbten Pergamenthüllen und waren auf Stäbe gerollt, deren Ende mit Zierknöpfen geschmückt war. An dem Knopf auf der Schauseite hing ein Etikett, der sogenannte Titulus, auf dem der Inhalt der Rolle angegeben war. Draußen an den Säulen des Ladens hingen solche Titel aus wie heute im Kiosk die Zeitschriften. Der Duft in einer solchen Buchhandlung war orientalisch zu nennen, denn die Rollen waren mit Safran und Zedernöl gegen verschiedene Ungezieferarten und Motten präpariert.“<sup>2</sup> Einige Buchhistoriker glauben, in Ciceros Freund T. Pomponius Atticus den ersten namentlich bekannten Verleger und Sortimenter sehen zu dürfen. Aber es ist eher unwahrscheinlich, daß dieser Angehörige einer begüterten Oberschicht sich „mit einem Gewerbe wie dem Buchhandel ernsthaft abgeben konnte, das geringe Leute, Sklaven, Freigelassene, Ausländer betrieben“<sup>3</sup>. Sowohl die Autoren wie die Kunden sahen auf solche „rein handwerksmäßigen Hersteller und kaufmännischen Verbreiter von Schriftgut“<sup>4</sup> gesellschaftlich herab. Spätestens seit dem zweiten Jahrhundert nach Christus existierten Buchhandlungen auch in größeren Provinzhauptstädten, während zuvor die Versendung der Handschriften von Rom aus ins ganze Imperium üblich gewesen war.

Genauere Informationen über die Rolle der Verleger, ihr Verhältnis zu den Autoren, über Honorare und Bücherpreise sind den Quellen kaum zu entnehmen. Gegenüber der Patronage reicher und hoher Gönner, deren berühmtester Maecenas war, spielte die Honorierung durch den Verleger sicher eine untergeordnete Rolle. Dem Autor kam

es, wie noch über ein Jahrtausend lang, nur auf möglichst korrekte Abschriften seines Werkes an.

Während das Römische Reich sich in steigendem Maße der Barbareneinfälle an seinen Grenzen zu erwehren hatte, vollzog sich zwischen dem zweiten und vierten nachchristlichen Jahrhundert ein grundlegender Wandel der äußeren Buchgestalt: Die Papyrusrolle wurde vom pergamentenen Codex abgelöst. Man hat dies gerne als kulturhistorisches Signal gedeutet – dieser Übergang markiere die Ablösung der antiken durch die mittelalterliche Welt; die Schriftrolle repräsentiere die Kultur des gesprochenen Wortes, der Codex aus Ziegen-, Schaf- oder Kalbshäuten jene des schriftlich fixierten. Nach dem Vorbild der zusammengeschnürten wächsernen Notizhefte war der Codex aus Lagen gefalteter Blätter gebunden und damit viel leichter handhabbar und lesbar. Während die Rolle beim Vorgang des Lesens beide Hände beschäftigte, ermöglichte die Codexlektüre gleichzeitiges Abschreiben, Exzerpieren, Vergleichen, kurz: aktive Auseinandersetzung mit einem Text. Papyrus wurde in der Regel schnell brüchig und zerfiel (außer in extrem heißem und trockenem Klima) nach rund 200 Jahren, Pergament dagegen konnte leicht ein Jahrtausend und mehr überdauern. Offenbar begann das Umschreiben von Papyrustexten auf einzelne, später zusammengeheftete Pergamentstücke zuerst mit christlicher, also staatsgefährdender „Untergrundliteratur“; vielleicht waren Codices leichter vor den Nachstellungen der Staatsgewalt zu verbergen als die unhandlicheren Rollen. Auf einem langen, ungliederten Papyrus waren exakte Bibelstellen nur sehr mühsam auffindbar – der Codex ermöglichte schnelle und präzise Orientierung. Die ältesten noch erhaltenen Pergamenthandschriften entstammen dem fünften Jahrhundert. Bis zum siebten Jahrhundert waren alle antiken Texte, die man für erhaltenswert ansah, in die neue Überlieferungsform übertragen worden, auch wenn die Kanzlei der Merowinger noch bis 675 und die päpstliche gar noch länger am Papyrus festhielt. Das Pergament blieb ansonsten bis ins ausgehende Mittelalter der einzige Beschreibstoff des Abendlandes.

Mit der langsamen Agonie des Weströmischen Reiches und vor allem nach dem Ende der Gotenherrschaft in Italien setzte auch, soweit wir wissen, der kommerzielle Buchvertrieb für nahezu ein Jahrtausend aus. Geistiges Leben und Buchkultur, die in der antiken Welt von öffentlichen und privaten Bibliotheken gefördert worden waren, gingen nun in die so gut wie ausschließliche Obhut der christlichen Kirche über. Das Christentum als Buchreligion hat seine heilige Schrift, den Träger göttlicher Offenbarung, mit dem Gattungsnamen

schlechthin als „Buch der Bücher“ bezeichnet: die Bibel. Die Klöster und die Bischofssitze mit ihren Domschulen waren fortan die einzigen Hüter der gelehrten und literarischen Überlieferung. Sie widmeten sich dieser Aufgabe mit Leidenschaft und beherbergten einen „geschlossenen Kreislauf“ der Buchkultur von Autoren, Herausgebern, Schreibern, Korrektoren, Illustratoren, Kopisten, Buchbindern und auch Lesern. Schon die frühen Benediktinerregeln machten tägliche Schriftlesungen zur Pflicht. Der Kanzler des Ostgotenreiches Cassiodor gab nach 540 in den Regeln für das von ihm gegründete Kloster Vivarium den ausdrücklichen Auftrag, neben den geistlichen auch die weltlichen Wissenschaften zu studieren und durch Abschreiben zu verbreiten, einschließlich der heidnischen Autoren. Cassiodor ist auch der Urheber des ersten noch erhaltenen Bibliothekskataloges; seine Initiative wurde als „Geburtsstunde sowohl der europäischen Bibliothek wie auch der mittelalterlichen höheren Bildung“ (Karl Bosl) verstanden.

In den folgenden Jahrhunderten stand die mittelalterliche Klosterkultur unter dem Motto: „Clastrum sine armario est quasi castrum sine armamentario“ – ein Kloster ohne Schreibstube gleicht einer Burg ohne Waffenkammer. Ein auch nur skizzenhafter Überblick über die wichtigsten früh- und hochmittelalterlichen deutschen Klosterbibliotheken, ihre gesammelten Schätze und die prunkvollen Erzeugnisse ihrer Schreibstuben kann hier nicht geleistet werden. Von der Karolingerzeit an blühte die klösterliche Buchkultur auch im herrscherlichen Auftrag, wetteiferten die Scriptorien in virtuoser Kalligraphie, verschwenderischer Illumination und edelsteinbesetzten Einbänden; viele der großen Handschriften aus der Reichenau und St. Gallen, Regensburg und Tegernsee sind auch Meisterwerke der abendländischen Kunst.

Neben den ungemein kostspieligen, zu geistlichen wie weltlichen Repräsentationszwecken angefertigten Prachtcodices stand eine unüberschaubare Fülle einfacherer Gebrauchshandschriften. Mittels eines regen Leihverkehrs zwischen den einzelnen Mönchsgemeinschaften kopierte man arbeitsteilig die Manuskripte anderer Bibliotheken für die eigene Sammlung. Dabei ging es zum weit überwiegenden Teil um die Bewahrung und Kommentierung überlieferter Texte, seltener um geistige Neuschöpfung. Auch antike Autoren wurden bis zur Erfindung des Buchdrucks über ein Jahrtausend lang in den Klöstern für die Nachwelt gehütet. So stammt die älteste bekannte Aischylos-Handschrift aus dem zehnten Jahrhundert, ist also rund 1400 Jahre

jünger als der griechische Urtext. Werke von Livius, Lukrez, Tacitus und anderen Autoren sind nur durch jeweils einen einzigen Codex etwa in Corvey und Freising, Mainz und St. Gallen erhalten geblieben. Wie die Leser des „Namens der Rose“ wissen, ist dem zweiten Buch der Poetik des Aristoteles weniger Glück beschieden gewesen. Bücher gehörten auch materiell zum kostbarsten Besitz der Klöster – um die Jahrtausendwende stellten fünfzig Codices eine herausragende Sammlung dar, bis ins 15. Jahrhundert konnte die Zahl der Handschriften auf viele Tausende steigen. Sicher hat die Gewohnheit, für entbehrlich gehaltene Manuskripte abzuschaben und das Pergament neu zu beschreiben, für nicht wenige antike wie althochdeutsche Texte das unwiderrufliche Todesurteil bedeutet (und nicht alle, die den Abschreibern entgingen, haben die Zerstörungswut der Buchbinder bis ins 19. Jahrhundert hinein überstanden).

Etwa seit dem zwölften Jahrhundert kopierten die Mönche neben antiker und frühchristlicher Literatur in wachsendem Maße auch zeitgenössische, ja sogar deutschsprachige Texte, teils gegen Entgelt für ihren Konvent, und ließen ihre Bücherschätze auch weltlichen Interessenten zukommen – so erbat um 1180 Graf Berthold von Andechs aus dem Kloster Tegernsee das Buch vom „Herzog Ernst“ und schwor schleunige Rückgabe. Deutsche Kaiser und Könige konnten wie der hohe Adel auch als Literaturmäzene noch bis ins 14. Jahrhundert Analphabeten sein; mündliche Traditionen beherrschten die Dichtung. Dennoch „waren die großen Herren gewohnt, sich die Lese- und Schreibfähigkeit der geistlich Gebildeten zu Nutze zu machen“<sup>5</sup>. Seit dem 13. Jahrhundert wurde an Fürstenhöfen und Adelsitzen neben der mündlichen Überlieferung vor allem von lesekundigen Damen, aber auch von vorlesebegierigen analphabetischen Rittern schriftliche Dichtung, ob Minnesang oder Heldenepen, angeregt und gefördert, auch schon in teils aufwendigen Handschriften gesammelt, ohne daß Autor oder Publikum außer dem Vorleser des Lesens mächtig sein mußten: „Zwaz an den buochen stet geschriben, Des bin ich künstelos beliben“, kokettierte Ulrich von Liechtenstein und Wolfram von Eschenbach bekannte im „Parzival“: „Ine kan decheinen buochstap“, er diktierte also seine Werke.

Vom Ende des 13. Jahrhunderts an begann sich mit der Ausbreitung der Dom- und Klosterschulen und dem Aufkommen der Kanzleien und Universitäten auch ein, wenngleich sehr kleines, außerkirchliches gebildetes Publikum von „literati“, von Latein-Lesekundigen herauszubilden. An den ersten italienischen und französischen Hochschulen wurde der Buchbedarf durch Verleihen und Kopieren der Vorle-

sungstexte befriedigt, wobei die Professoren deren Korrektheit sorgfältig überwachten. Weltliche, niedergelassene Berufsschreiber, die den Universitäten inkorporiert waren, erscheinen in den Akten als „librarii“ und „stationarii“ (woran die englischen stationers noch heute erinnern). An deutschen Universitäten war dagegen das Vorlesungsdiktat gebräuchlich, so daß die Studenten keine Abschriften kaufen mußten. Auf diese Weise sind viele Tausende mittelalterlicher Gebrauchshandschriften erhalten geblieben – allerdings nur mehr zum geringeren Teil auf Pergament. Denn als durch das rege Geistesleben an den Hochschulen, aber auch durch die zunehmende Schriftlichkeit von Verwaltung und Wirtschaft der Bedarf an preiswerten Schriftträgern und Textsammlungen immer größer wurde, erschien zur rechten Zeit auch ein neuer Beschreibstoff, der nach dem antiken, ebenfalls pflanzlichen, benannt war: das *Papier*.

Aus China, wo der Minister T'sai Lun im Jahr 105 n. Chr. das Lumpen- bzw. Hadernpapier erfunden haben soll, gelangte das lange sorgfältig gehütete Geheimnis erst nach 715 allmählich in den Westen – auf der Seidenstraße über Samarkand und Bagdad im zehnten Jahrhundert nach Ägypten, schließlich um 1150 ins maurische Spanien; schon um 1250 sind die frühesten Papiermühlen in Italien und 1338 in Frankreich nachgewiesen. Von etwa 1300 an importierten deutsche Kaufleute das neue Beschreibmaterial aus textilen Fasern über den Brenner, 1390 gründete der Nürnberger Patrizier und Handelsmagnat Ulman Stromer vor den Toren der Stadt die erste deutsche „Hadermühle“. Schon bis 1450 verfügte Deutschland über etwa 20 Papiermühlen mit einer Jahresproduktion von zusammen acht bis zwölf Millionen Bogen. Das Papier war gegenüber dem Pergament um das fünf- bis zwanzigfache preiswerter, es war dennoch haltbar (Papiere aus dem 14. Jahrhundert bewahren noch heute makellose Frische) und vor allem in unbegrenzter Menge herstellbar. Mit diesem Textträger verlor das Buch schon vor der Erfindung des Druckens seine Exklusivität und sakrale Aura – es wurde zum Gebrauchsgegenstand für die Herrschafts-, Bildungs- und bereits Unterhaltungsbedürfnisse einer vermögenden, teils lesekundigen Oberschicht.

Etwa gleichzeitig mit dem Papier, dessen enorme Bedeutung für die Entwicklung des spätmittelalterlichen Geisteslebens auf der Hand liegt, setzte sich eine weitere folgenreiche, jedoch zu wenig beachtete Errungenschaft durch: Es ist der Lesestein, der Vorläufer der Brille. Jahrtausendlang war wegen der zunehmenden Alterssichtigkeit Lektüre für Menschen jenseits des vierzigsten Lebensjahres nur in eingeschränktem Maße möglich gewesen. Die aus Arabien stammende

Erfindung des Lesesteins, der wie eine Lupe auf den Text gelegt wurde und diesen vergrößerte, hat sich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Europa verbreitet; schon bald wurde er zur Niet- und Bügelbrille weiterentwickelt. Erst dadurch wurde „der bejahrte, lebenserfahrene Mensch in die Lage versetzt, am literarischen Leben teilzunehmen, sowohl als Verfasser als auch als Leser“<sup>6</sup>. Gerhard Eis erklärt damit die offenkundige Vermehrung der Handschriftenproduktion in dieser Zeit und schreibt sogar die unleugbare „Verbürgerlichung“ der spätmittelalterlichen Literatur dem Einfluß eines reiferen, realistischeren Alterspublikums zu. Tatsächlich erschienen nun in vermehrten Maße all die Trost- und Sterbebüchlein, die Legendare und Seelengärtlein auf dem Handschriftenmarkt, die dem Bedürfnis alternder Menschen nach religiösem Trost entgegenkamen. „Erst mit der Einführung des Lesesteins und der Erfindung der Brille wurde der Übergang zur Schriftlichkeit vollständig und deren dauerhafter Besitz gesichert. Erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts mußte kein deutscher Schriftsteller oder Leser wieder aus dem literarischen Leben ausscheiden, sobald er über 45 wurde.“<sup>7</sup> Vom Ende dieser Zeit an wurde auch „in den führenden europäischen Handelszentren als selbstverständlich vorausgesetzt, daß ein Kaufmann lesen, schreiben, mit geschriebenen Zahlen umgehen und auch einigermaßen Latein konnte“<sup>8</sup>.

In Deutschland wirkten sich diese neuen Faktoren auf den Handschriftenhandel vergleichsweise spät und zögerlich aus. Ein Blick auf Italien zeigt, daß die Frührenaissance auch eine Epoche der Bücherleidenschaft war; Petrarca und Boccaccio gelten als begeisterte Bibliophile. Vom späten 14. Jahrhundert an ist dort ein lebhafter Handschriftenhandel bezeugt, dessen Mittelpunkt Florenz bildete. Hier gründete Cosimo de Medici 1444 die erste öffentliche Bibliothek der Neuzeit, hier wirkte auch der berühmteste Handschriftenhändler Vespasiano da Bisticci (1421–1498). Für ihn waren zeitweise 45 Lohnschreiber gleichzeitig tätig, er fertigte für Herzog Cosimo binnen 22 Monaten 200 Prachthandschriften an, als bereits der Buchdruck erfunden war.

Diessseits der Alpen dagegen hatte der Handel mit Handschriften weit bescheidenere Dimensionen. Immerhin waren auf größeren Märkten und überregionalen Handelsmessen des ausgehenden Mittelalters auch Buden von Handschriftenhändlern zu finden, und Ereignisse wie die Konzilien von Konstanz (1414–1418) oder Basel (1431–1449) wurden von veritablen Büchermärkten begleitet, wo sich die Herren des päpstlichen Hofstaates und die mitreisenden gelehrten Humanisten bedienen konnten, sofern sie es nicht vorzogen, in den Klöstern

de Umgebung die Handschriftenschatze zu plündern. Die Brüder vom gemeinsamen Leben (*Fratres vitae communis*), eine 1386 in Holland gegründete ordensähnliche Laienvereinigung, sicherten ihren Lebensunterhalt mit dem gewerblichen Abschreiben und Verkaufen von Bibeln, Andachts- und Lehrbüchern. Sie besaßen städtische Niederlassungen vor allem entlang des Nieder- und Oberrheins.

Verglichen mit *Vespasiano da Bisticci*, aber auch mit den gleichzeitigen bedeutenden Buchkünstlern in Brabant und Flandern wirkt der bekannteste deutsche Handschriftenproduzent und -verleger ziemlich provinziell: ein Schullehrer im elsässischen Hagenau namens Diebold Lauber. Er versorgte mit den Erzeugnissen seiner Schreiberwerkstatt zwischen 1425 und 1467 vor allem die Rheinlande, Franken und die Schweiz. Lauber stellte keine kostbar illuminierten Pergamentcodices her, sondern nach dem Prinzip der Arbeitsteilung von Schreiber und Illustrator bunt bebilderte Papierhandschriften in deutscher Sprache. Er arbeitete nicht für einzelne Besteller, sondern auf Vorrat; auch die kolorierten Federzeichnungen beschränkten sich auf vielseitig anwendbare Bildmuster mit stereotypen Situationen. Das Programm des „Schreibstubenverlegers“ (H. Rosenfeld) Lauber umfaßte ein relativ breites Spektrum religiöser und profaner Erbauungs-, Unterhaltungs- und Gebrauchsliteratur, darunter Reimbibeln und deutsche Epen, Medizinisches und Juristisches. Für diese serielle Produktion warb Lauber auch mit einer Art Prospekt, der mit den Worten begann: „Item welicher hande buecher man gern hat groß oder klein geistlich oder weltlich hübsch gemolt die findet man alle by Diebolt Louber, Schriber In der burge zu Hagenow.“

Irrig wäre es, aus diesem Reklametext auf ein breiteres, gar „volkstümliches“ Publikum zu schließen. Zu Laubers Kunden zählten die Bischöfe von Straßburg und Würzburg, die Markgräfin von Baden, die Grafen von Manderscheid, der Stadtkämmerer von Konstanz – insgesamt eine klar umrissene geistliche und weltliche Oberschicht aus höchstem und hohem Adel, städtischem Patriziat und vermögenden Klerikern.

Über weitere deutsche Schreiberwerkstätten des Spätmittelalters sind die gesicherten Zeugnisse spärlich. Es ist zu vermuten, daß Lohnschreiber in den größeren Handelsstädten und Universitätsorten nicht fehlten, wo die Schriftkultur für Handel und Verwaltung unerläßlich wurde und sich mit fortschreitender soziokultureller Differenzierung beim Großbürgertum der Juristen und Mediziner, der Kaufherren und Ratsmitglieder wachsendes Interesse an Lektüre und Handschriftenbesitz abzeichnete – auch die berühmte Manessische

Liederhandschrift war ja ein patrizisches Auftragswerk. Diese Säkularisierung des Lesens beförderte auch eine allmähliche Kommerzialisierung des Buchwesens: „Das Buch ist, noch ehe es mechanisch vervielfältigt werden konnte, zum Handelsprodukt, zur Ware für den Konsum geworden.“<sup>9</sup> Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts mehrten sich die Versuche, den ständig steigenden Bedarf an Schrifttum und mehr noch an Bildern rationell und effizient zu befriedigen. Neue Gewerbe entstanden oder blühten auf mit den Papiermachern und Briefmalern, Formschneidern und Miniatoren, Rubrikatoren und Buchbindern. Die Buchbinder verwandten bereits den Blinddruck von Buchstaben mit metallenen Einzelstempeln; in China und Korea gab es seit dem 11. bzw. 14. Jahrhundert bewegliche Ton- und Kupfer-Typen für den Silbendruck, wovon jedoch keine Kenntnis nach Europa gelangt war. Nun setzte sich auch der Druck von Einblatt-holzschnitten mit dem Reiberdruckverfahren durch.

Die Einführung des Holzschnitts um 1380, wohl in Augsburg, Ulm oder Nürnberg, sollte nicht nur die begehrten kleinen Andachtsbildchen verbilligen, sondern vor allem „der übergroßen Kartenspielnachfrage Herr werden“, um derentwillen auch Ulman Stromer die profitable Gründung der ersten deutschen Papiermühle wagte.<sup>10</sup> Stromer hat darüber hinaus auch von Anfang an gewerbliches Papier hergestellt, Packpapier für die Nürnberger Draht- und anderen Kleinmetallwaren: „Damit bestand eine Wechselbeziehung zwischen den Gewerben, die sich innovativ gegenseitig anregten. Auf Stromerpapier entstanden die frühesten Zeugnisse europäischer Druckgraphik und es gibt triftige Indizien für eine Beteiligung an den ersten Schritten zur Entwicklung des Textdrucks mit beweglichen Lettern. Die Hadermühle war also eine Wiege der Massenmedien.“<sup>11</sup>

Nicht nur Spielkarten und religiöse Kleingraphik wurden von Holzstöcken auf Papier massenhaft abgezogen, sondern bald auch serielle Bilderfolgen. Das Publikum solcher erst einseitig bedruckbaren, meist grell kolorierten, zu dünnen Heftchen zusammengebundenen erbaulichen „Blockbücher“ war keineswegs, wie die Bezeichnung „Biblia pauperum“ nahelegen könnte, das illiterate einfache Volk, sondern die halbgebildete, des Lesens und Schreibens nur unvollkommen mächtige niedere Geistlichkeit, aber auch analphabetische Angehörige von Laienbruderschaften und Klosterinsassen, die gemeinsam die Blätter betrachteten und darüber sprachen. Auch kurze erläuternde Texte wurden zuerst handschriftlich eingefügt, später ebenfalls in Holz geschnitten und abgezogen. Von diesen xylographischen Blockbüchern haben sich oberdeutsche Zeugnisse erst aus den Jahren um 1430/1440

erhalten. Zur selben Zeit wurden sie wohl auch in den Niederlanden produziert und vertrieben, vielleicht von jenem Laurens Coster in Haarlem, den holländischer Patriotismus zum wahren Erfinder der Buchdruckerkunst ausgerufen hat. Im deutschen Sprachraum waren offenbar deutlich mehr Holzschnitte und Blockbücher verbreitet als in Frankreich oder Italien. Da die Betrachtung solcher Bilderfolgen eine Vorform der Lektüre darstellt und wie diese auch erlernt werden muß, könnte gerade in Mitteleuropa ein spezifisches vor- und halbliterarisches Publikum existiert haben.

Es gab somit bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommerzielle Frühformen des Handschriftenvertriebes; der preiswerte Textträger Papier stand uneingeschränkt zur Verfügung; Xylographie und Metallschnitt, Teigdruck und Kupferstich waren als standardisierte Reproduktionsformen verfügbar; auch ein kaufkräftiges, wenngleich noch sehr begrenztes Lesepublikum stand bereit. Die Medienlandschaft und die Kommunikationssituation veränderten sich rasch – die Zeit schien in technischer wie ökonomischer, sozialer wie kultureller Hinsicht reif für die große Erfindung.

Mit Recht gilt Johannes *Gutenberg* als eine der großen Gestalten der Menschheitsgeschichte. Entsprechend umfangreich ist, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, die Gutenbergforschung. Aber noch heute sind so gut wie alle Mutmaßungen über das Leben dieses Mannes, vor allem über die entscheidenden Perioden seiner Frühzeit, die Jahre zwischen 1444 und 1448 und sein Schicksal nach 1455, aufs heftigste umstritten. Noch immer liegen sich die Inkunabelforscher in den Haaren über die Datierung und Zuweisung seiner Drucke, noch in den neuesten Forschungsberichten häufen sich die Vokabeln „Labyrinth“, „Trümmerfeld“, „Wirrwarr“ und „Irrgarten“. Sogar die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Verfahren wie der Elektronenradiographie werden nur von einem Teil der Fachgelehrten akzeptiert. Die meisten Darstellungen neigen zu apodiktischen Behauptungen, hinter denen sich aber kaum gesicherte Erkenntnisse verbergen.

Zwischen 1394 und 1404 wurde dem Mainzer Patrizier Friele Gensfleisch und seiner Frau Else im Hofe zum Gutenberg ein Sohn Johannes geboren. Er hat vielleicht im mainzischen Erfurt studiert und das Goldschmiedehandwerk erlernt, besuchte möglicherweise um 1431 auch das Basler Konzil, wo er den gleichaltrigen Nikolaus von Kues kennengelernt haben könnte – der reformerische Theologe und spätere Kardinal erhob besonders nachdrücklich die Forderung nach einem einheitlichen, neu redigierten und fehlerfreien Meßbuch.

Zwischen 1434 und 1444 ist Gutenberg in Straßburg nachzuweisen, und in diesen Jahren mehrten sich die Nachrichten über eine mysteriöse Tätigkeit, die in den Dokumenten nur als „Aventur und Kunst“ umschrieben wird. Für sie benötigte er große Mengen Kapital, bestand aber auf strengster Geheimhaltung. Es dürfte sich um die Herstellung bleigegossener und geprägter Spiegel für die Aachener Heiltumsfahrt gehandelt haben – um Pilgerzeichen und Wallfahrtsandenken also, für die ein Massenbedarf bestand.

Zugleich experimentierte Gutenberg aber mit einem weiteren geheimnisvollen Unternehmen, zweifellos einer Vorstufe des Buchdrucks, möglicherweise auch schon mit dessen ersten Ergebnissen. Albert Kapr nimmt an, Gutenberg habe bereits in Straßburg zwischen 1440 und 1444 gedruckt, und zwar das sogenannte „Fragment vom Weltgericht“ und einen „Donat“, andere Forscher weisen dies zurück. Neuerdings wird vermutet, Gutenberg sei bei seinen Versuchen von Angehörigen der oberdeutschen Hochfinanz unterstützt worden, ja habe gleichsam als deren bezahlter „Entwicklungsingenieur“ gearbeitet.

Bei dem erwähnten „Donat“ handelt es sich um das meistverbreitete Buch des 15. Jahrhunderts, nämlich die lateinische Sprachlehre des Grammatikers Aelius Donatus. Diese bereits zuvor als Blockbuch verbreitete Schulbroschüre wurde wegen ihrer starken Abnutzung zunächst auf Pergament gedruckt. Man schätzt, daß die bisher bekannt gewordenen 24 Auflagen der Gutenbergschen Donate jeweils 200 bis 400 Exemplare umfaßten, insgesamt somit bis zu 10000 Stück. Die Ära des gedruckten Buches beginnt also mit einem „Brotartikel“, einer preiswerten, langfristig risikolos in großen Auflagen absetzbaren Handelsware. Wenn nicht schon in Straßburg, so hat Gutenberg diese Donate doch wohl nach 1448 in seiner Mainzer Uroffizin hergestellt. Aus ihr ging auch Ende 1454 der „Türkenkalender“ hervor, das älteste vollständig (in einem Exemplar) erhaltene und datierbare Buch. Er wurde vielleicht in amtlichem Auftrag als erste „Reichsdrucksache“ und zugleich früheste politische Propagandaschrift angefertigt. Mit solchen Kleindrucken freilich konnte Gutenberg der hochentwickelten Handschriftenkultur in ihrer ästhetischen Vollen- dung keine Konkurrenz machen. Wollte er die traditionelle kunstreiche „Ars artificialiter scribendi“ der Schreibstuben mit seiner Erfindung aus dem Felde schlagen, mußte er den Kampf auf deren ureigenstem Gebiet aufnehmen: mit einem großen, aufwendig herzustellen- den und teuren, aber in sämtlichen (kaufkräftigen) Klöstern, Stiften und Pfarreien benötigten Grundlagenwerk. Kein Text eignete sich für

diese Aufgabe besser als die Bibel, das abendländische Buch der Bücher schlechthin.

Für ein solches riskantes, aber vielversprechendes Projekt waren erhebliche Geldmittel aufzubringen; wie in Straßburg war Gutenberg wiederum auf die neuzeitliche Handelsform der Kapitalgesellschaft mit Teilhabern angewiesen, diesmal in Gestalt des Kaufmanns, Geldverleihers und vielleicht auch Handschriftenhändlers Johann Fust (um 1400–1466). Mit 1600 Gulden war Fust an der 1450 eingerichteten Gemeinschaftsdruckerei beteiligt – am „Werck der Bücher“, wie es in den späteren Prozeßakten heißt. Vielleicht hat sein Adoptiv- und späterer Schwiegersohn, der Goldschmied und Kalligraph Peter Schöffer, die Rolle des Schriftschneiders übernommen. Von 1452 bis 1454 entstand die zweiundvierzigzeilige Bibel (B 42), in ihrer typographischen Vollendung (nur die Anschlüsse der Setzer, die gleichzeitig an verschiedenen Partien des Textes arbeiteten, waren noch nicht perfekt) bis heute eines der schönsten Bücher der Welt. Ihr Preis entsprach etwa dem Jahreslohn eines Goldschmiedes. Worin aber bestanden eigentlich Bedeutung und Umfang von Gutenbergs Leistung?

Entscheidend war zunächst das Handgießinstrument. Es ermöglichte erstmals, nach Anfertigung eines Prägestempels (Patrize) damit Hohlformen (Matrizen) herzustellen, aus denen eine fast beliebige Zahl von identischen Einzelbuchstaben (Lettern) aus Blei oder einer Bleilegierung gegossen werden konnte. Diese Gießform ist der Kern der Erfindung: „Es war ein in seiner Konstruktion einfaches und doch genial, weil ohne Vorbild erdachtes Gerät, einer der frühesten Automaten, der identische maßgenaue Stücke unbegrenzt produzieren kann [...], ein Präzisionsinstrument, das das Geheimnis eines normierten Massenartikels barg.“<sup>12</sup> Die völlige Gleichmäßigkeit des Setzens (nicht des Druckens) ist der Schlüssel zu Gutenbergs Idee. Nur einzelne Typen von beliebiger Zusammensetzbarkeit und Zerlegbarkeit gewährleisteten die fehlerlose und identische Reproduktion eines Textes. Gutenberg hat übrigens nicht nur die Schriftzeichen des Alphabets und die Satzzeichen angefertigt, sondern eine Vielzahl von Ligaturen, diakritischen Zeichen und Abkürzungen, um dem Schriftbild der Handschriften möglichst nahezukommen; für die B 42 waren dies 290 Einzeltypen (mit Tausenden von Lettern). Eine technische Meisterleistung war bereits die optimale Legierung der Metalle Blei, Zinn und Antimon für die gestochen scharfen Abdrucke der Typen. Mit dem „Winkelhaken“ wurden die Lettern, durch nichtdruckenden „Ausschluß“ getrennt, zu Zeilen aneinandergereiht, diese mit oder ohne Zwischenraum („Durchschuß“) untereinandergefügt und auf

dem „Setzschiff“, einer mit festschließendem Rahmen versehenen Platte, zur Spalte bzw. nach deren „Umbruch“ zur Druckseite vereinigt. Bei bogenweisem Druck mußte je nach Format eine bestimmte Anzahl von Seiten gesetzt werden, die zur „Form“ vereint wurden. Nach dem Druckvorgang konnten der Satz wieder abgelegt, die Lettern in den Setzkasten verteilt oder eingeschmolzen werden, das Rohmaterial stand also für wechselnde Anforderungen stets neu zur Verfügung.

Der zweite Hauptbestandteil von Gutenbergs Erfindung war die – an eine Weinkelter erinnernde – Druckerpresse: Ihre Konstruktion mußte auf absolut saubere, genau konturierte und gleichmäßige Weise die ebenfalls neu erfundene Druckfarbe vom Satz auf das Papier beidseitig übertragen. Dies geschah, indem die Form in die Presse gehoben, mittels Ballen voll Druckerschwärze eingefärbt und ein Papierbogen unter hohem Druck auf die geschwärzte Satzform gepreßt wurde, zuerst im „Schön-“ und nach dem Trocknen des Bogens mit der Rückseite im „Widerdruck“. Ohne diese Möglichkeit zur exakten Vervielfältigung des Textes wäre seine perfektionierte Herstellung mittels des Gießinstruments nur eine ungenügende Neuerung gewesen – erst beide einander ergänzenden Verfahren zusammen revolutionierten die Buchherstellung.

Mit diesem frühindustriellen Arbeitsprozeß sprengt Gutenbergs Erfindung das mittelalterliche Handwerk. Denn die Produktionsabläufe sind nun spezialisiert und getrennt; die Erzeugung der Schrift mittels Stempelschnitt, Matrzenschlag und Letternguß erfolgt unabhängig von den beiden weiteren Arbeitsgängen der Herstellung, des Satzes und des Druckes. Durch dieses erste moderne arbeitsteilige Produktionsverfahren wurde die Arbeitsökonomie entscheidend gesteigert und langfristig betriebswirtschaftlich eine gewinnbringende Massenproduktion erst ermöglicht. Konrad F. Bauer hat Gutenberg den „Urheber der industriellen Arbeitsweise des Abendlandes“ genannt.

Die Konsequenzen dieser Erfindung, die Möglichkeit der tendenziell unbegrenzten Vervielfältigung, Verbreitung und Aneignung jedes Geisteswerkes haben die moderne Zivilisation Europas und der Welt geprägt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, nach den Worten Goethes „ein Faktor, von dem ein zweiter Teil der Welt- und Kunstgeschichte datiert, welcher von dem ersten ganz verschieden ist“, war eine dritte Medienrevolution nach der Ausbildung einer menschlichen Sprache und der Einführung komplexer Schriftsysteme.<sup>13</sup>

Bei allem Enthusiasmus sei freilich nicht übersehen, daß die Gutenbergsche Idee manche Parallelen zu einer zweiten Basisinnovation der

Frühen Neuzeit aufweist – der Erfindung des Schießpulvers. K. G. Zinn hat darauf hingewiesen, welcher enger Zusammenhang zwischen der Einführung der Feuerwaffen und dem Aufkommen des Kapitalismus als Wirtschafts- und ideologischem System besteht. Das neuzeitliche Europa wurde dadurch zur „aggressionsfähigen Hochkultur“. Ähnliches ließe sich über die ebenso weiterobernde Neuerung des Buchdrucks sagen. Nicht das geringste Ziel Gutenbergs und seiner Geldgeber war es, das Wort Gottes massenhaft zu verbreiten, den Sieg des Glaubens zu befördern und die reine katholische Lehre in größtmöglicher Authentizität gegen alle Häretiker zu bewahren – ganz abgesehen von den Interessen konkurrierender innerkirchlicher Parteien und Orden an einer solchen Geisteswaffe. Das geistige Innovations- und Aggressionspotential des Buchdrucks war die Grundlage des religiösen und kulturellen Führungsanspruchs Europas.

Der geniale Erfinder konnte sich seiner Meisterleistung der 42-zeiligen Bibel nicht allzu lange erfreuen: Die etwa 175 Exemplare auf Papier und 25 auf Pergament hatten die Offizin noch kaum verlassen, als finanzielle Streitigkeiten zwischen Fust und Gutenberg ausbrachen. Es ging wohl um die Abrechnung des lukrativen Geschäfts der Ablassbriefe, die 1454/55 in Abertausenden von Exemplaren hergestellt worden waren. Gutenberg konnte seinem Kapitalgeber eine Schuld, die dem Gegenwert von 125 Ochsen entsprochen haben soll, nicht auszahlen und mußte die Druckerei im Humbrechtshof Fust und Schöffer überlassen. Aus deren Gemeinschaftsunternehmen ging am 14. August 1457 das erste gedruckte Buch mit einem Herkunftsvermerk hervor, der Mainzer Psalter. Gutenberg selbst hat wohl weiterhin Kleindrucke hergestellt, vielleicht auch 1460 das geheimnisumwobene Wörterbuch des „Catholicon“. Bei ihm könnte der Erfinder eine Weiterentwicklung des Buchdrucks versucht haben – es ist statt mit Einzellettern in festen Zweizeilenblöcken gedruckt worden, um dem Zwang zum mühsamen Neusatz des sehr umfangreichen Werkes zu entgehen, sofern eine weitere Auflage notwendig werden sollte (was 1468 und 1472 eintrat). Diese Enzyklopädie soll übrigens mit 41 bis 47 Gulden etwa den vierfachen Jahreslohn eines Schreibers bzw. den Preis von 13 Ochsen gekostet haben. Der zur Seite gedrängte Gutenberg hat vor allem aber Sorge dafür getragen, daß Fust und Schöffer ihr Monopol nicht mehr lange behielten. Mainzer Gesellen brachten die neue Kunst bereits 1459 nach Straßburg, wo 1465 die erste deutschsprachige Druckbibel entstand, und spätestens im selben Jahr nach Bamberg. Dort druckte Heinrich Keffer oder Albrecht Pfister, vielleicht mit Unterstützung des Erfinders, die zweite Bibel

(B 36). Pfister wurde mit dem frühesten illustrierten Buch, Ulrich Boners Fabelsammlung „Der Edelstein“ (1461) und Johann von Tepl grandiosem „Ackermann aus Böhmen“ (um 1463) zum ersten Literaturverleger. Am 3. Februar 1468 ist Gutenberg in Mainz gestorben.

Auf Straßburg und Bamberg folgten Köln (1465) und Eltville (1467), Basel (1467), Augsburg (1468), Nürnberg (1470) und Ulm (1472) – die revolutionäre Erfindung breitete sich mit enormer Schnelligkeit in ganz Europa aus. Bis 1470 gab es 17 Druckorte, bis 1480 121, bis 1490 204 und bis 1500 252, davon 62 allein im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Bis auf Greifswald erhielten alle dreizehn deutschen Universitätsorte im 15. Jahrhundert zumindest zeitweise eine oder mehrere Pressen. Schon 1464/65 siedelten sich deutsche Drucker in Subiaco bei Rom an, 1469 in Venedig, 1470 an der Pariser Sorbonne, 1473 in Ungarn, Spanien und den Niederlanden. Doch das deutsche Übergewicht schwand bald: 1476 nahm der englische Erstdrucker William Caxton seine Tätigkeit auf, der Venezianer Aldus Manutius und viele andere folgten bald.

In den gut 250 Druckorten bis 1500 erschienen nach neueren Berechnungen etwa 27 000 Druckwerke in etwa 20 Millionen Exemplaren, davon knapp ein Drittel in Deutschland. Jeweils mehr als tausend Wiegendruckausgaben können die deutschen Städte Augsburg, Basel, Köln, Nürnberg und Straßburg vorweisen. Umstritten ist die Anzahl spurlos untergegangener Inkunabeln – Schätzungen reichen bis zu zehn Prozent. Etwa 77 % aller Wiegendrucke wurden in Latein, der universalen Sprache von Kirche und Gelehrsamkeit, gedruckt, die restlichen in den Landessprachen: etwa 6 % in Deutsch, gut 7 % in Italienisch, 4,6 % in Französisch, 1,3 % in Spanisch, 1,1 % in Niederländisch, der geringe Rest in Englisch, Griechisch, Hebräisch und Kirchenslawisch.

Die durchschnittlichen Auflagen stiegen von zunächst 150 bis 200 in den siebziger Jahren auf 400 bis 500, bis zum Jahr 1500 auf 1 000 Exemplare (und überschritten diese Höhe erst am Beginn des 18. Jahrhunderts). Dagegen konnten Einblattdrucke für den kirchlichen Gebrauch wie Beichtzettel schon um 1480 in Zehntausenden von Exemplaren hergestellt werden, ohne daß auch nur einer davon sich erhalten hätte.

Das Schwergewicht der Buchproduktion lag in den ersten Jahrzehnten einerseits bei den billigen Kleindrucken – also den Kalendern und Ablaßbriefen, den Donaten mit allein 356 verschiedenen Inkunabelausgaben, aber auch kirchlichen und weltlichen Amtsdrucksachen, die in Deutschland rund ein Fünftel der Gesamtproduktion ausmach-

ten. Sie hatten, durch den schnellen Verschleiß bedingt, allesamt hohe Auflagen. Daneben standen die kostspieligen und umfangreichen Werke lateinischer Gebrauchsliteratur, mit denen die Handschriften verdrängt werden sollten: Auch für sie bestand bei Kirchen und Klöstern, Universitäten und Gelehrten, in Rechtsprechung und Verwaltung ein kontinuierlicher Bedarf. Zum größten Teil handelte es sich dabei um theologische Literatur wie Meßbücher, Breviere und sonstige Liturgica, um Ausgaben der Kirchenväter (allen voran Augustinus und Hieronymus mit jeweils etwa 120 Inkunabelausgaben), geistliche Lehr- und Handbücher, daneben auch antike Literatur und bemerkenswert viele kirchenrechtliche Schriften. Um diese lateinische Gebrauchsliteratur bei ihren Adressaten durchzusetzen, bedurfte es – über das rein Handwerksmäßige hinaus – sorgfältiger Überlegungen der Drucker und Herausgeber, was Auswahl und Aufbereitung anging: Satzbild, Textorganisation, Vor- und Nachworte boten die alten Inhalte auf völlig neue, leser- und benutzerfreundliche Weise dar und zeigten die deutliche Überlegenheit des Buchdrucks gegenüber der Handschriftenproduktion. Nichtsdestoweniger bemühten sich die ersten Drucker um das farbige Erscheinungsbild der Handschriften – noch war der Rubrikator unverzichtbar für die freigelassenen Initialen und Überschriften sowie für Textgliederungen, noch hatte der Illuminator Randleisten und Verzierungen anzubringen. Daneben gab es genügend begüterte Bücherfreunde, die unbeeindruckt, ja angewidert von der neuen Erfindung bibliophile Manuskripte in Auftrag gaben.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)